

Net feiern ma erënneren ...

Viru 70 Joër, de 25. August 1943, sinn déi éischt Lëtzebuerger Jongen zu Rada op der Gare ukomm fir an d'Gefaangenelager Nr. 188 ze goen. War fir si de Krich eriwwer, sou huet fir si een aneren Iwwerliewenskampf ugefaang, e Kampf, de wuel grad esou schro, wann net esou guer méi schro war, ewéi un der Front ze kämpfen.

Déi 5 éischt Lëtzebuerger Jongen, déi de 25. August 1943 an d'Gefaangenelager 188 Tambow-Rada koumen, waren:

Josy BAILLEUX
Nik BIDINGER
Ed KOEPFLER
Jempi SCHONCKERT
Jos STEICHEN

Zwee vun hinnen hun hire Wee laang Zäit zesumme gemaach, de Josy Bailleux an de Jos Steichen. Allen zwee waren si schonns beim Streik vum 31. August 1942 opgefall a dorophin verurteilt gin. De Josy Bailleux, Student aus dem Lycée vun Iechternach, ass op Burg Stahleck komm, an de Jos Steichen, Léierbouf am Institut Emile Metz, huet de Prisong am Gronn kenne geléiert ier hien an d'Erziehungslager op Ruwer koum. An der Wehrmacht hu si sech du getraff an hire Wee bis an d'Gefaangeschaft zesumme gemaach.

De Wee an d'Gefaangeschaft

(Aus de Notizen: 1945/1946 vum Josy BAILLEUX, 50 Joër duerno ergänzt duerch Umierkungen vum Jos STEICHEN, déi hien dem Armand THILL diktéiert huet)

3 Tage Rückzugfronteinsatz

Bis zum 2. August wurden wir nun in Ruhe gelassen. Unser Quartier war nicht immer in Dolbino und wir nahmen uns das Leben so schön wie möglich.

Kochen, schreiben, schlafen und schießen waren wiederum unsere Haupttätigkeiten, die hin und wieder durch Fliegeralarm unterbrochen wurden. Der erste August (Sonntag) sollte

der letzte für lange Zeit sein, was die Bequemlichkeit anbelangte. Ich sehe mich heute noch vor dem Bach sitzen, mit einer Flasche Champagner (Vve Cliquot) ausgerüstet, lange Briefe nach Hause schreiben. Ich dachte nicht, dass es die letzten seien.

Am zweiten August wurde unsere Division nun definitiv an der Front eingesetzt; die gemütlichen Tage hatten ein Ende. Nun ging es rückwärts oder besser wir drehten uns um und liefen vorwärts. Drei bis vier Stunden liefen wir, um uns dann im nächsten Schützengraben zu verkriechen. Rückten die Russen dann aber bedenklich näher, wurde ein wenig geschossen und gleich darauf wieder gelaufen.

Nachts ging es besser. Dann nahmen die Russen sich Zeit und wir konnten ein bisschen langsamer machen. Zeit zum Schlafen war trotzdem nicht viel übrig; man schlief, wenn nicht gelaufen wurde. Die russischen Flieger ließen es sich aber nicht nehmen, uns von Zeit zu Zeit eine Höflichkeitsvisite zu machen und uns einen Stahlgruß zu übermitteln, worauf die Flak herzlich dankte.

Am 4. August waren die russischen Infanteristen etwas zu stürmisch, als sie plötzlich zu nahe bei uns auftauchten und die Wiedersehensfreude etwas schmerzlich verlief. Bei diesem Nahkampfgefecht wurden beiderseits viele blutige Knochen und Köpfe geholt und manch deutscher Soldat starb den Heldentod für Volk, Führer und Vaterland.

Mein Kamerad Josy Steichen und ich, ungerührt von alledem, machten bald nicht mehr mit und wir zogen uns sehr diskret zurück, genau wie unser „guter Kompanievater“.

*

Am 5. August 1943, dreißig Kilometer von Bjelgorod entfernt, bot sich ihm schließlich diese Gelegenheit.

In einem Brief an Jos Steichens Mutter schrieb sein Kompanieführer später, ihr Sohn sei am 6. August 1943 „bei den schweren Kämpfen um Bjelgorod, bei dem Ort Dolbino, ca.

60 km nordöstlich von Charkow“ vermisst gemeldet worden. Tatsächlich lag Jos Steichen an diesem 5. August zusammen mit Josy Bailleux (†) in einer Stellung in der Nähe eines großen Maisfeldes. Den beiden gelang es, sich während einer Absetzbewegung ihrer Truppe inmitten der hohen Pflanzen zu verstecken.

Hier warfen sie ihre Gewehre weg und liefen zu den Russen über, die auf der anderen Seite des Maisfeldes standen, im Begriff, die eben von den Deutschen – und den beiden Luxemburgern – geräumte Stellung anzugreifen.

*

Flucht vor dem „Feind“ 5. August 1943 um 5 Uhr morgens bei Dolbino, 50 km von Bjelgorod

Am 5. August, morgens um drei Uhr bezogen wir unsere Positionen nördlich von Dolbino, auf der Spitze des Plateaus. Wir ärgerten uns gewaltig, denn das war schon das dritte Loch das wir in dieser Nacht aushoben, und jedesmal wenn wir eins ausgeworfen hatten, ging es wieder weiter zurück. Aber wir dachten, besser ist besser. Um vier Uhr waren wir damit fertig und es wurde langsam hell. Da wurden die Russen auch allmählich munter und schickten uns ihre Flieger zum Morgenruß. Sie belästigten uns zwar nicht schlimm, aber unsere Stellungen konnten sie bequem beobachten. Und es dauerte nicht lange, da legte die russische Artillerie los, dass uns Hören und Sehen verging. Ich konnte mir bald erklären was sie so verbissen ins Ziel nahmen. Nicht weit vor uns (etwa 150 m) befand sich eine Flakstellung von uns, die schon manchen russischen Jäger herab geholt hatte. Und die wollten die Russen um jeden Preis kleinkriegen. Rund um unser Loch krachte und donnerte es, dass wir bei jedem Aufschlag glaubten das Jüngste Gericht sei angebrochen.

Wir zwei zogen unsere Köpfe ein soweit es nur ging und hielten unsere Stahlhelme fest. In ein paar Minuten würde es aus sein. Ich begann zu beten,



Entrée de camp (Foto RGVA-ARCHIVES MILITAIRES D'ÉTAT, MOSCOU, extr. TAMBOV, Le camp des Malgré Nous alsaciens et mosellans prisonniers des Russes)

denn von unten glaubte ich an keine Hilfe mehr, sie konnte nur mehr von oben kommen. Vor meinem geistigen Auge zog mein ganzes Leben wie ein Film vorüber, alle Einzelheiten standen vor meinen Augen. Dann dachte ich nur mehr an meine Mutter, meine Familie, meine Freundin und an Echternach.

Plötzlich schwieg die Artillerie. Vorsichtig lugten wir aus dem Loch. Unsere Kompanie war am Laufen, die anderen Kompanien waren schon eher abgehauen. Doch kein Russe zeigte sich. Da kam mir der Einfall: „So Josy (Steichen), mir warden nach e Moment, an dann ab bei d'Russen?“

Er war einverstanden. So eine Gelegenheit würden wir nicht oft haben und wir waren der Preisen schon längst satt. Wir hatten keine Lust den Heldentod zu sterben; diese Ehre überließen wir gerne den Deutschen selbst. Und so blieben wir im Loch bis sie uns nicht mehr sehen konnten. Dann machten wir uns auf den Weg zum Iwan. Ich ging vor, mein Kamerad Steichen folgte mir auf zehn Meter. Ich war ohne Gewehr, er trug seins schussbereit in der Hand. Wir wollten uns auf alle Fälle sichern, wussten ja nicht welchem russischen Kamerad wir begegnen würden.

Vor uns war ein großes Sonnenblumenfeld, an welchem rechts ein Feldweg vorbeiführte (siehe Karte). Ich

war gerade noch drei Meter von der Ecke entfernt, als ich plötzlich einen russischen Soldaten vor mir sah. Ein Mongole! Meine Hände flogen förmlich in die Höhe, während wir uns gegenseitig anstarrten. Dann kam ich erst dazu mein Sprüchlein herzusagen was wir schon alle in der Kaserne gelernt hatten: Nicht schießen Kamerad, wir kommen als Freunde. Aber ehe ich es ganz auf Russisch herausgebracht hatte, war der Mongole mit ein paar Sätzen an mir vorbei und sauste auf meinen Kameraden los. Mir gegenüber standen plötzlich drei Russen, die mich freundlich angrinsten. Inzwischen war der Mongole bei meinem Kollegen angelangt, und gleich darauf versetzte er ihm einen festen Schlag mit seinem Kolben über den Rücken. Der russische Offizier befahl dem Mongolen in scharfen Worten, die Finger wegzulassen von uns. Mürrisch kam der Schlitzäugige dem Befehl nach und verschwand.

Nun wurde die Sache gemüthlicher. Wir stellten uns vor, und vorsichtshalber gaben wir uns als „Francusi“ aus, weil wir voraussetzten, dass die Russen in puncto Geographie schwach seien. Der Offizier, der ein wenig deutsch kannte, glaubte uns und war sehr liebenswürdig zu uns. Wohlgemerkt, ausgeplündert wurden wir nicht, er verlangte nur unsere Militärpapiere. Dann übergab er uns einem

Sergeant, und nun ging es rückwärts. Ich hatte nur noch einen Gedanken.

„So Josy, für dich ist jetzt der Krieg zu Ende. An der Front wirst du jetzt nicht mehr sterben, jetzt gilt es nur die voraussichtlich lange Gefangenschaft zu überstehen.“ Eben gingen wir an ein paar Soldatenleichen vorbei. Ein Unteroffizier hatte sein eignes Bajonett in der Brust stecken.

*

Doch sehr freundlich wurden die beiden – in deutscher Uniform – nicht von den Russen aufgenommen. Für sie waren die zwei Soldaten wider Willen, die sich nicht verständlich machen konnten, ganz einfach deutsche Überläufer, denen sie alles wegnahmen, sogar die Stiefel. Barfuß ging es dann weiter, über Stoppelfelder, zu einem Sammelplatz.

*

Gefangenschaft

Wir befanden uns nun in Gefangenschaft; Gott sei dank. Zuerst kamen wir in den Kompaniegefechtsstand. Die ganze Einheit kam uns entgegengelaufen mit angelegten Gewehren oder wild in der Luft umher fuchtelnden Fäusten. Uns ward nicht ganz geheuer bei diesem freundlichen Empfang. Unser Führer rief ihnen einige Worte zu (es sind keine Preisen sondern französische Deserteure) und diese bewirkten ein helles Wunder.

Die drohenden Gesichter der Soldaten verwandelten sich in freundlich lachende Mienen. Wir mussten in ihrer Mitte Platz nehmen und erzählen. Inzwischen kriegten wir zu essen, zu trinken und zu rauchen. Ich zeigte ihnen meine Fotos aus dem zivilen Leben und sie kamen aus dem Staunen nicht heraus. Kurzum, sie benahmen sich wie die besten Kameraden der Welt. Dann ging's weiter zurück zum Regimestab. Wir mussten uns eine Weile gedulden, bis der Herr Major geruhte uns zu verhören. Er konnte allerdings nur Englisch, und so musste ich allein für uns reden. Der alte Graubart zeigte allerdings nur wenig Interesse für uns und sehr wenig Verständnis für die politische Lage der Luxemburger.

Auf alle meine Vorstellungen und Berichte hatte er nur eine Antwort: „Why do you carry the German uniform?“ Schließlich ging er kopfschüttelnd weg und überließ uns seinen zwei Flintenweibern.

Die Rote Armee zählte in ihren Kader auch Mädels als Telefonistinnen, Sanitäterinnen, genau wie die deutschen Blitzmädels. Eines kam auf mich zu und lächelte mich so ganz kameradschaftlich an. Ich wollte ihr nichts schuldig bleiben und lächelte zurück. Das war gefehlt. Ehe ich merkte was los war, bekam ich mit dem flachen Revolver Ohrfeigen, dass ich die Sterne am helllichten Tag erblickte. Wie ich wieder ganz bei Besinnung war, bedeutete sie mir, die Hände ganz schön gegen den Himmel zu halten. Und dann ging's los: oben angefangen bei meinem Halskettchen bis zu den Stiefeln, die ebenfalls den Besitzer wechseln mussten; alles, aber auch alles raubten mir diese verrückten Frauenzimmer. Ihr könnt euch keinen Begriff machen, welche Gefühle in mir aufkamen. Wenn mir dies bei den Soldaten widerfahren wäre, hätte ich nichts gesagt, hätte ich alles verstanden. Aber ausgerechnet weit hinter der Front von einem Mädels ohne Grund so misshandelt zu werden! Ich hätte dem blonden Ding am liebsten die Faust unter die Nase gesetzt und ihr sämtliche Haare ausgerissen. „Mais la raison du plus fort est toujours la meilleure.“ Ich erinnerte mich noch Gott sei dank rechtzeitig an den Spruch von Lafontaine und blieb ruhig. Wer weiß was mir sonst passiert wäre.

Und weiter ging es und zwar per pedes apostolorum und barfuß. Die russische Walze war am Rollen. Infanterie, Kavallerie und motorisierte Panzerdivisionen zogen in ununterbrochener Folge an uns vorbei. Als ich diesen riesigen Materialaufwand sah, da wusste ich, dass für die Wehrmacht kein Kraut mehr gewachsen war, dass der russische Koloss gründliche Arbeit machen würde. Ich beglückwünschte mich heimlich, dass ich rechtzeitig die Konsequenzen gezogen hatte. Überall erregte unser Erscheinen einen kleinen Auflauf, doch alle waren verständlich sobald sie hörten, dass wir Franzosen seien. Nur die Verwundeten hatten

begreiflicherweise eine gelinde Wut auf uns. In der Ferne aber, bei Bjelgorod grollte der Donner der Kanonen.

Zuerst konnten wir uns ausruhen, aber anschließend wurden wir verhört. Ein Soldat führte mich in den Bunker hinab. Auf Begehren erhielt ich einen Schluck Wasser. Das tat mir gut. Dann fragte er mich, in welcher Sprache ich reden will. Wir verständigten uns auf die französische. Ich erzählte ihm meinen Lebenslauf und speziell die Ereignisse während der Nazibesetzung. Schließlich sagte er zu mir: „Je vois que vous n'avez pas menti, je connais la situation au Luxembourg“. Ich bin wirklich überrascht, und als ich mit meinem Bericht zu Ende war, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „A propos, wollen Sie mit uns kämpfen als russischer Soldat, oder wollen Sie für uns arbeiten?“ Bums, da saß ich in der Patsche.

Im Geist sah ich mich schon in russischer Uniform hinter einem Lautsprecher oder in einem Propagandawagen. Nein, das war zu gefährlich, nicht für mich, aber für meine Leute zu Hause. So lehnte ich dankend ab, mit der Begründung, dass ich moralisch und körperlich durch die Etappen der letzten Wochen erledigt sei, und der Ruhe bedürfe. Ich stellte mich jedoch zur Verfügung, um Pläne und Berichte über meine Einheit anzufertigen. Ich erhielt sofort Papier und Feder und machte ihnen einen genauen Rapport über alles was ich von der G.P.D. wusste. Als ich nach einer Stunde damit fertig war, erhielt ich Tee und Tabak. Und um sich dankbar zu zeigen und als Zeichen, dass er mir traute, stellte er uns zwei ein Auto zur Verfügung bis zur nächsten Sammelstelle.

Erste Sammelstelle

Ein Glück, dass uns der Offizier ein Auto zur Verfügung stellte, denn wir waren durch die Aufregungen des Tages todmüde und hätten nicht mehr mitgemacht. Ein Posten nahm hinten bei uns Platz, dann ging die Fahrt los. Überall Spuren die der Krieg hinterlassen hatte, ausgebrannte Autos, zerschossene Panzer, zerstörte Flieger, verwesene Pferde und Menschenleichen. Unser Posten war ein freundlicher Mann und versuchte uns aufzuklären über das Los das uns bevorstand.

„Ukrainiski kommen an die Bäume hängen, (dabei deutete er auf die hohen Bäume des Waldes den wir durchfahren) niemals müssen schwer arbeiten, und Fransussi essen und schlafen im Lager oder beim Bauer auf der Kolchos.“ Und der gute Mann hat so ziemlich Recht behalten. Unterwegs begegneten wir vielen kleinen Trupps von Gefangenen, die sich mühsam weiterschleppten und per Auto mitwollten. Aber unser Chauffeur war stur und so ging es unaufhaltsam weiter.

Um 10 Uhr abends langten wir an unserem Bestimmungsort an und erhielten mit den schon Anwesenden etwas zu essen (Brot und Fischkonserven). Dort traf ich noch zwei bekannte ehemalige Kompaniekameraden an (Schonkert und Manternach). Leider war Robert Manternach ziemlich schwer verwundet worden beim Überlaufen. Wir freuten uns natürlich, dass wir glücklich aus der Front herausgekommen waren. Nach ein paar Minuten legten wir uns zur Ruhe nieder auf dem weichen Gras und deckten uns mit unserem Rock zu. Es war eine Nacht ohne Träume.

Am nächsten Tag zog unser trauriger Zug weiter nach einem zehn Km entfernten Ort, wo wir einige Tage verbleiben sollten.

Der Zustand unseres Kameraden Manternach hatte sich zusehends verschlechtert und zwar so sehr, dass er den Transport nicht mehr zu Fuß mitmachen konnte. Wir fertigten deshalb eine primitive Bahre an und er wurde nun abwechselnd getragen. Durch Schluchten und Täler ging unser Weg. Jeder Brunnen wurde gestürmt und erst nachmittags langten wir im Lazarett an. Ich begleitete in noch bis zum Arzt. Als ich ihm die Hand drückte, glaubte ich nicht daran, ihn jemals wiederzusehen. Aber es kommt oft anders als man denkt.

Inzwischen hatte mein Freund Josy unsere Lagerstätte eingerichtet (Platz saubergemacht und Stroh herbeigeschafft) und nach einem einfachen Abendessen (Brot und Wasser) begaben wir uns zur Ruhe. Am nächsten Tag gingen wir baden und wurden zugleich entlastet, was eine wahre Wohltat für uns war. Inzwischen kamen

noch neue Gefangene an, so dass unsere Zahl auf 180 anstieg. Am nächsten Morgen sollte der große Marsch beginnen, und so gingen wir beizeiten zur Ruhe um uns noch gut auszuruhen.

Der große Marsch 9.8.-16.8 – 200 km

Am Morgen des 9. August wurden wir früh geweckt. Als Marschverpflegung erhielten wir 700 g Frischbrot, 300 g Trockenbrot, 60 g Zucker und eine kleine Büchse Fleisch pro Kopf. Die übrigen Produkte, wie Hirse und Erbsenpulver, wurden jeweils erst mittags ausgeteilt. Dann ging die Reise ohne große Begeisterung los. Ein trauriger Gefangenenzug, der sich über die staubigen Rollbahnen Russlands schleppte. Jammergestalten, wie man sie nicht in den Elendsvierteln der Großstädten findet; die einen beschmutzt, bestäubt mit zerrissenen Kleidern, andere barfuß, wieder andere die Füße mit Lumpen umwickelt. Aber alle waren wir hungrig und durstig. Die Raucher waren am schlimmsten dran.

Hier schoss einer heraus, um sich eine Zigarettenkippe aus dem Sand zu fischen, dort drehte einer seine Taschen um, in der Hoffnung noch ein paar Krümel Tabak zu entdecken. Was für mich der Inbegriff der ganzen Gefangenschaft war, war der mit Benzin gemischte aufgewirbelte Staub von den vorbeirasenden Autos. Kam irgendein Brunnen oder Bach in Sicht, dann ging das Rennen los, und beim Ziel angekommen wollte jeder das edle Nass schlürfen. Es bedurfte der ganzen Autorität der Posten, oft aber auch ihre Fußtritte und Kolbenschläge, um die Ordnung wieder herzustellen.

In den Dörfern die wir passierten liefen sämtliche Frauen zusammen und eine Flut von Verwünschungen ergoss sich über unsere Häupter. Meistens blieb es nicht dabei, denn wenn die Weiber zu Hyänen werden, dann geht es genau so ab. So auch hier, da schwirrten viele faule Dinger durch die Luft, und wenn man nicht genau aufpasste, dann hatte man eine faule Gurke auf dem Kopf. Doch auch dieser Schmerz ging vorüber, ich konnte den Russinnen nichts verdenken. Wir befanden uns noch immer auf ehemaligem deutschem Besat-

zungsgebiet, und die preußische Soldateska hatte sich den russischen Frauen gegenüber nicht immer zum Besten benommen.

Eines Abends, kurz vor unserem Etappenziel, stoppten mehrere Autos vor uns und einige Offiziere der Propaganda entstiegen ihnen. Einer fragte nach Franzosen und wir meldeten uns. Bald war ich mit ihm im Gespräch. Auf sein Verlangen erzählte ich ihm meine Geschichte, und dass die Gestapo mich festgenommen hatte. Da unterbrach er mich lächelnd und sagte: „Dann waren Sie auch in der Villa Pauly“. Wir sind platt. In Russland einen Russen zu finden der die Villa Pauly kannte, und als er fortfuhr „je connais votre petit pays et votre Grand-Duchesse, je connais même la procession dansante d'Echternach“, da kamen wir aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

Verdutzt fragte ich höflich, woher er Luxemburg so gut kenne. „Oh moi, je suis professeur à l'université de Moscou et maintenant commissaire à la propagande, et puis, vous n'êtes pas le premier luxembourgeois qui est venu chez nous.“

Endlich war er mit dem Erzählen fertig. Da nahm er seinen Schreibblock aus der Aktentasche, reichte mir einen Bleistift und bedeutete mir, einen kleinen Brief zu schreiben, er werde denselben auf einem Flugblatt abdrucken und in meinem Frontabschnitt abwerfen lassen, aus Sympathie für uns Luxemburger. Natürlich waren wir hochofrenet über sein Angebot, erblickten wir doch darin die Möglichkeit unseren Eltern und Bekannten eine Nachricht, ein Lebenszeichen zukommen zu lassen. So schrieb ich auf Deutsch, Englisch und Französisch, dass wir gesund und munter in russischer Gefangenschaft seien, und dass sie sich nicht um uns sorgen sollen. Ich schrieb, dass es nicht wahr sei, dass die Russen ihre Gefangenen töteten, wofür wir ja das beste Beispiel seien. Dann verabschiedeten sich die Herren und nahmen unsere besten Hoffnungen mit.

Nach einer halben Stunde langten wir an unserm Endziel, nämlich Stareoskol an. Wir waren alle froh, dass diese Fußtour ein Ende hatte, denn wir

waren am Ende unserer Kräfte. Ich bin die 200 km barfuß gegangen.

*

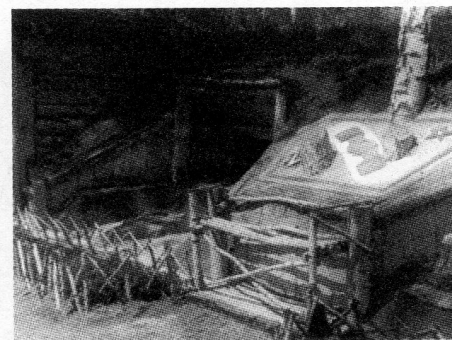
Trotzdem musste (der Professor) die beiden Luxemburger, die sich freiwillig bereit erklärt hatten, mit den Russen gegen die Deutschen zu kämpfen, weiterziehen lassen, da sie befehlsgemäß am vorgegebenen Sammelpunkt abgeliefert werden mussten.

Allerdings erfuhren Steichens Familienangehörige nach dieser Begegnung, dass ihr Sohn in russische Kriegsgefangenschaft geraten war.

In dem Brief, den der Kompanieführer am 8. September 1943 an Jos Steichens Mutter schickte, schreibt dieser nämlich: „so dass die Vermutung nahe liegt, dass ihr Sohn in russische Gefangenschaft geraten ist. Dies wird durch ein Flugblatt bestätigt, das die Russen später über unseren Linien abwarfen und auf dem der Name ihres Sohnes verzeichnet war.“

Dieses Flugblatt dürfte von der Propagandatruppe, der die Luxemburger begegnet waren, verfasst worden sein.

Somit wusste die Mutter, dass ihr Sohn noch am Leben war, auch wenn dieser zu jenem Zeitpunkt noch unterwegs zum Sammelpunkt war und sich von einer Handvoll Hirse und einem Stück Brot täglich ernähren musste. Wasser zum Trinken fand er des öfteren nur im Straßengraben, und als der Soldat, der sie begleitete, aus einer Feldküche Essen für seine Gefangenen holen wollte, richtete ein fremder Russe seine Maschinenpistole auf die beiden Luxemburger in deutscher Uniform. Nur das beherzte Dazwischentreten der Wache verhinderte das Schlimmste.



Entrée d'une baraque enterrée (Foto RGVA-ARCHIVES MILITAIRES D'ÉTAT, MOSCOU, extr. TAMBOV, Le camp des Malgré Nous alsaciens et mosellans prisonniers des Russes)

Stareoskol 16.8.-19.8.

Wir wurden in einem ehemaligen Staatsschulgebäude einquartiert, dem der Krieg sehr zugesetzt hatte. Die Hauptsache jedoch war, dass wir unter einem Dach waren und nicht mehr auf der Wiese campieren mussten. Nachdem wir unsern Durst gelöscht hatten, stiegen wir in die Stadt hinab, um uns im Fluss zu baden.

Selten hat mir ein Bad so gut getan, denn hier verschwand der Staub den wir während einer Woche auf den Landstraßen gesammelt hatten. Dann ging es wieder hoch und gleich bekamen wir eine Karasche (gute) Suppe und unser Cleber (Brot). Wie das schmeckte! Und seit langer Zeit hatte ich das Ränzlein wieder voll, denn ich hatte mir im Gedränge in der Küche eine Schüssel Suppe aus dem Kessel heraus organisiert, ohne dass der Koch etwas gemerkt hatte.

Wir hatten jetzt sonst nichts zu tun, als unsere müden Glieder mal ordentlich auszustrecken, um dann in einen tiefen gesunden Schlaf zu versinken. Am nächsten Morgen fühlte ich mich ganz erfrischt und wieder flott auf den Beinen. So meldete ich mich gleich zu einem eben benötigten Ausenkommando, denn da fällt eher etwas ab als hinterm Stacheldraht. Und wirklich, es sollte mein Schaden nicht sein. Wir durchquerten die Stadt und in der Nähe des Marktplatzes mussten wir eine Grube ausheben. Mein jugendliches Alter fiel allgemein auf. Meine Arbeitsgenossen waren nämlich alle preußische Graubärte. Die Leute

interessieren sich für mich und ich bekam eine Flasche Milch, Brot, Zucker, Tomaten und sogar Tabak. So verging die Zeit. Ich blieb beim Kommando bis wir auf Transport kamen. Inzwischen waren täglich neue Gefangene angelangt, so dass unsere Zahl nun auf 800 gestiegen war. Alle Vorbereitungen zum Abtransport wurden getroffen, und ich hatte nichts dagegen.

Der Gespensterzug 19.8.-25.8.

Am 19. August ging es in corpore zum Bahnhof hinab. Wir mussten uns zuerst auf der Transportliste einschreiben lassen, dann wurde jeder nochmals gründlich untersucht. So dauerte es fünf Stunden bis zur Abfahrt. Dann wurden die Türen hermetisch verschlossen und wir saßen zu 45 Mann zusammengepfercht im grauen Käfig. Während den sechs Tagen kam niemand heraus; einmal am Tag öffnete sich die Tür, und wir bekamen zwei Eimer Trinkwasser, was ungenügend war für so viele Leute. Jeder wollte der erste sein, und das Resultat war Schreien, Toben, Handgemenge und viele kriegten nichts. Und dann die Ruhrkranken! Niemand durfte heraus um seine Notdurft zu verrichten, alles musste durch eine schmale Rinne im Wagen verrichtet werden. Der Gestank war unerträglich, keine Sauberkeit, draußen glühende Hitze (30° im Schatten), kein frisches Lüftchen, es war zum Verzweifeln. Und dann das stundenlange Warten auf den Bahnhöfen. Verschiedene Male gab es Fliegeralarm, z.B. in Woronesch: fallende

Bomben, markerschütternde Explosionen, heulende Sirenen. Alte Männer gebärdeten sich wie kleine Kinder. Fast jeder hatte so einen kleinen Klaps weg. Die einen saßen stumpfsinnig, immer auf einen Fleck starrend auf ihrem Platz, die anderen nahmen sämtliche Küchenrezepte durch, oder erzählten ihre Fronterlebnisse. Ich konnte bis dahin nicht begreifen, wie Männer moralisch so tief sinken konnten. In dem Zustand waren sie noch schlimmer wie die Tiere. Ein Zivilist kann nie einen Kriegsgefangenen begreifen. Die Freiheitsberaubung und die Schikanie durch andere Menschen bringen einen Gefangenen auf die niedrigste Stufe die es gibt. Schon Cäsar sagte in seinem „de bellogallico“: Sors captivorum belli dura et obscura est (le sort d'un prisonnier de guerre est dur et obscur). So war es und so ist es auch noch heute. Taumelnd verließen wir am 25. August die Waggons. Die grausame Fahrt hatte ein Ende gefunden.

*

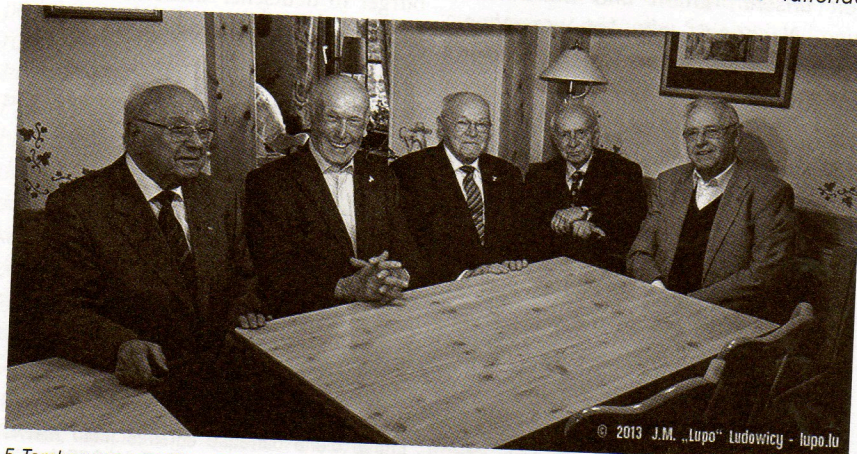
Dat waren déi 5 éischt vun „onse Jongen“, déi an d'Lager koumen, awer nach laang nët déi lescht. No hinne sinn der nach vill komn, an net alle guerten hunn et gepackt fir zréck an d'Heemecht ze kommen.

Laut eise Recherchen, waren der den 13.10.1944 eng 287 am Lager, déi de Bréif un de Stalin mat ënnerschriwwen hunn. De 15.5.1945 waren der eng 457 déi op deenen éischte Lëschte waren, déi déi Jonge mat op Lëtzebuerg bruecht hunn, déi als Partisanen mat de Russen zesumme géint de Preis gekämpft haten. Eréischt wéi aus dem Gefangenenlager e Sammelager gouf, si ganz vill Jongen aus anere Lager op Tambow komm, fir am August mam Krankentransport, an am September mam groussen Transport d'Heemrees an Ugrëff ze huelen.

Leider hunn der en etlech vun hinnen den Transport nët iwwerlieft a sin ënnerwee gestuerwen, aner si kuerz nodeems se doheim waren, vun eis gaang. Esou bekoë mir bis Enn 1945 eng 189 Komeroden déi net déi Chance haten, hirt jongt Liewen ze genießen.

Mir wäerten se ni vergiessen!

Vic Steichen



5 Tambower a geselliger Ronn. Gast. Junck, Jean-Pierre Dohm, Raymond Thommes, Henri Beffort, Jos Steichen. Vun dene 5 éischte Lëtzebuurger, déi am Gefangenenlager Nr. 188 zu Tambow ukomm sin, as de Jos den eenzigen dee nach liewt.